

ACHIM HÖLTER

Volltextsuche

Nichts bleibt, wie es ist – auch wenn die Oberfläche aussieht wie früher. Die Komparatistik ist von den Verteilungskämpfen innerhalb der dezimierten Philologien betroffen; das verändert ihre Legitimierungsgesten. Sie schließt sich den aktuellen Methodenformationen an, erbiertet sich gleichsam als internationale Rückversicherungsanstalt für Aussagen, die unter den zunehmend unzeitgemäßen Abgrenzungen der Einzelsprachphilologien erzielt werden. Umgekehrt modernisiert sie sich durch medien- und kulturwissenschaftliche Horizonterweiterungen. Doch das alles ändert nicht eigentlich ihren Aufgabenbereich, der wahrlich weit genug ist – von den transnationalen Literaturbeziehungen zur Poetik und Methodologie, von der Übersetzung zur Formenlehre, von der Intermedialität zu den *comparative arts*. Und dann ist da noch eine Kernzone, aus der heraus die Vergleichende Literaturwissenschaft sich gebildet hat: die Erforschung der Genese und Wanderung, des Transfers und der Veränderung, der stabilen oder sich wandelnden Funktionen der Inhalte von Literatur, als da sind: Themen, Motive, Stoffe, Mythen, Bilder, Topoi, Denkfiguren. Sie sind kulturelles Sedimentgestein, auf dem mit der Weltgeschichte und der Informationsflut exponentiell ein intertextuelles Gebirge wächst. Sie sind nach wie vor für das Laienpublikum das unmittelbar einleuchtende Exempel für die Notwendigkeit einer vielsprachigen, grenzüberschreitenden Philologie, übrigens auch für die Dignität einer Literaturwissenschaft, die es sich zutraut, um den Preis gelegentlichen Dilletierens in fernen oder vergangenen Sprachen den Bogen gespannt zu halten zwischen den Epen um Gilgamesch oder Achilleus und denen um Leopold Bloom oder Franz Biberkopf.

Wie aber erkundet man heute professionell diese literarischen Konstanten? Was hat sich in den letzten Jahren geändert, wenn jemand eine komparatistische Dissertation in Angriff nahm? Ist nicht die Komparatistik als Stoff- und Motivgeschichte die inkarnierte Diskurstheorie?

Um es gleich zu sagen: Die Frage nach dem Individuum als Subjekt der Geschichte wird in diesen Reflexionen nicht beantwortet. Immerhin können wir beobachten: Wie zwischen den Auftragnehmern von Hegels Weltgeist und Carlyles Heroen die Künstlerpersönlichkeiten in der Theorie immer kompletter mit ihren historischen Rahmenbedingungen verrechnet wurden. Und daß dies beim schlichten Lesepublikum so gar nicht auf Enthusiasmus stieß. Wie die Strukturgeschichte theoretisch erklärte, daß es auf den Einzelnen nicht ankomme. Und daß Verlage schon Sammelbände und Herausgeberschriften ungerne annehmen, fast so ungerne wie die Lyrik unberühmter Debütanten, daß also in der Realität des Literaturmarktes *great names* fast alles sind. Natürlich fing die Debatte hier erst an, interessant zu werden. Waren nicht die großen Namen äquivalent mit mächtigen Trademarks und gerade keine Zeichen mehr für eine individuelle Au-

torschaft? War Autorschaft überhaupt noch zeitgemäß? Wie auch immer: Der Einzelne ist schon seit einem Jahrzehnt wieder zurückgekehrt auf die publizistische Bühne: in monumentalen Biographien und *critical studies*, aber auch wieder in den Literaturgeschichten, denen ja schon immer die Aufgabe zufiel, den exzeptionellen Schriftsteller so im Kontext darzustellen, daß er zugleich Repräsentant und gerade nicht Repräsentant wäre, daß ein Epochenkapitel das Personenkapitel erklärte und umgekehrt. Niemand, und dies ist eine wohlfeile Pointe, wäre seriöserweise so weit gegangen, eine Literaturgeschichte der reinen Texte zu publizieren, eine diskursive Darstellung, die mit Foucaults Idee ernst gemacht hätte, daß der Autor – etwa Flaubert – ein Kreuzungs- und Sammelpunkt von Zeitgeistlinien ist, der Ort, an dem sich die anonyme Rede verdichtet und von dem aus sie wieder ausgegeben wird. Niemand wird eine Literaturgeschichte ohne Personen lesen, schon wegen der Autobiographien nicht. Die Idee der Autorschaft ist also hartnäckig, und das Prinzip Copyright gibt ihr eine verlässliche soziale Grundlage, denn nichts wird so gut gegen alle Theorien verteidigt wie die juristische Person. Zwar stehen die diversen Sozialgeschichten der Literatur als bewährte Alternativkonzepte in den Regalen, doch funktionieren sie anders gerade nur deshalb, weil sie die berühmten Namen einbetten in medien-, buchmarkt- und gesellschaftshistorisches Wissen. Sie verschaffen neue Perspektiven auf Goethes *Werther* und Senancours *Oberman*, aber dadurch werden die beiden Romane nicht zu demselben Text.

Die Wiederkehr des Individuums und des Autors (der eigentlich nie weg war) bedeutet indes für die Komparatistik keinen Schaden. Zunächst war immer wieder die Beobachtung zu machen, daß gerade auch in der disziplinären Literaturwissenschaft, im Gutachtenwesen etwa, im Berufungsparcours, für jeden Antragsteller oder Kandidaten von Belang blieb, welche großen Namen in seinen Qualifikationsschriften und seinen Veranstaltungen begegneten. Natürlich durfte dies in der Theorie keine Rolle spielen; in der Praxis aber konnte man vom eigenen Projekt jeden besser überzeugen, wenn die zu untersuchende Konstante geheiligt wurde von dem Faktum, daß sie auch bei Homer und Dante, bei Hugo und Goethe, bei Shakespeare und Molière nachzuweisen war. Die Namen in Goldlettern entschieden über Stipendium oder nicht, und wer riskierte schon eine Gegenprobe? Dabei ist gerade die Komparatistik besser als jede nationale Philologie geeignet, eine wenig populäre, aber unbestreitbare Tatsache vor Augen zu führen: Die Gesamtmenge aller Texte, die aus formalen Gründen als literarisch gelten können, besteht zu vermutlich weit über 99 % aus schlechten und daher ephemeren Produkten, egal, welche Wertungskriterien in welchem kulturellen Kontext angewendet werden. Und von dem verbleibenden Prozent sind es wieder weit über 99 Hundertstel, die zwar als qualitätvolle Werke Anspruch auf Respekt und vielleicht auf eine gewisse Kanonizität erheben können, aber keinesfalls im wertenden Sinn zur Weltliteratur gehören. Wer nun eine literarische Konstante, z. B. das Thema »Wein, Weib und Gesang«, um die anakreontische Tradition absichtlich ins Konkrete hinabzuziehen, international und überzeitlich bearbeitet, der wird naturgemäß bald die Lust am Sammeln und Sichten verlieren – so zahlreich, so wiederholungsträchtig, so unpersönlich sind die Texte und Lieder. Eine Anthologie wäre vollständig kaum denkbar, zumal bei den unscharfen

Rändern gewisser Themenkomplexe, aber auch kaum erträglich. Stellt man sich ein selteneres Sujet vor, etwa den Medea- oder Narziß-Mythos, so ist die Anthologie, das Korpus halbwegs überschaubar, doch bleibt es bei einer gewissen Grundproportion, für die bisher wohl noch niemand eine Formel riskiert hat, für das Zahlenverhältnis zwischen schlechten, akzeptablen, guten und hochrangigen Texten. Eine typische Anthologie zu einem klassischen Stoff wie eben dem antiken Mythos kann aber auf große Namen nicht verzichten, also nicht auf ein mittelmäßiges Rilke-Gedicht, wenn er denn eines dazu schrieb, nicht auf Ovid oder Hesiod oder Homer als die frühen Gewährsleute, und auch nicht auf die Prominenten der Gegenwart, weil sie Aktualität und Relevanz eines Buches belegen. Bei dieser Frage aber zeigt sich, wie die Komparatistik sich wenigstens partiell verwandelt hat und noch verwandelt.

Noch einmal: Feiert nicht die strukturelle Motivforschung samt ihren volkskundlichen Vorläufern den Diskurs statt des Einzelnen? Tatsächlich war ja Herder interessiert am Geist der Völker, die Brüder Grimm am Geist des deutschen Volkes. Damals hatte das Anonyme sein Recht, ja seine Privilegien. Arnim camouflierte eigene Lieder als »mündlich«; sein Name hätte die Texte disqualifiziert. Heute kann man zwar weiterhin Volksmärchen und -lieder verkaufen, aber nur als Konstrukt der Romantik. Der Leser erwirbt das Ideal einer verlorenen kollektiven, ländlichen Kulturgemeinschaft mit einer heilen Welt, in der der Einzelne keinen Wert auf sein geistiges Eigentum legte, wie sie schon A.W. Schlegel als Wunschbild der Grimms beargwöhnte. Heute wäre dies unmögliche Literatur – jedenfalls zwischen zwei Buchdeckeln.

Ganz anders ist die mediale Wirklichkeit, wenn man Fernsehen und Internet hinzukalkuliert. Zwar wird die klassische autorproduzierte Literatur zunehmend ins Netz eingespeist, zwar gibt es inzwischen die Netzliteratur als eigenes mediales Genre, aber genauso deutlich ist der anonymisierende Effekt des Internets, spätestens überall dort, wo Suchmaschinen der Lektüre auf einer Website vorausarbeiten. An die Stelle der präzisen und justiziablen Quellenangabe im gedruckten Text tritt häufig genug die Herkunftsindikation »aus dem Netz«. Zwar wirkt die amtliche Literaturwissenschaft durch einen Verhaltenscodex für Hausarbeiten dem entgegen, doch wenn es um das Weiterverarbeiten von Wissen durch die Autoren selbst geht, also um die gemeinfreien Inhaltselemente, die man als Stoffe, Motive oder Themen rubriziert, dominiert das elektronische Hörensagen. »Mündlich« heißt heute eben »aus dem Netz«, und sämtliche Erfahrungen mit Oralität übertragen sich auf diese mediale Umgebung, nur unendlich viel rascher. Die vor wenigen Jahren erprobten volkskundlichen Experimente, wie lange ein Gerücht von der Ost- zur Westküste der USA benötigt, waren schon im Telefonzeitalter leicht antiquiert; in der Ära des Internet sind sie absurd. Bis hierhin ist die Entwicklung nur neutral zu beschreiben. Sie hat aber eine gravierende Konsequenz für die Philologie. Wenn die Frist, innerhalb deren Informationen oder Gerüchte, Themen, Stichworte, Motive oder Formulierungen von A nach B um die Welt wandern, sich in Mikrosekunden bemißt, wenn die elektronischen Wege überdies weitgehend anonym sind, dann ist es naiv zu glauben, daß man in einigen Jahrzehnten noch Aussicht hat, eine Filiation von Inhaltselemen-

ten bei diversen Autoren nachzuzeichnen. Nicht nur wird es unmöglich sein zu ermitteln, wer was von wem ›hat‹, der oder die Autor(in) selbst wird dies im Normalfall nicht wissen. Es wird keine Rolle mehr spielen. Ob dies auch qualitativ das Gerüchteverbreiten begünstigt, ist nicht so leicht zu prognostizieren. Vielleicht motiviert gerade die Netzmündlichkeit eine neue Sorgfalt im Umgang mit Informationen. Das wird aber nichts daran ändern, daß Literaturwissenschaftler keine Chance mehr haben, ihrem eingeübten rezeptionswissenschaftlichen Job nachzugehen. Der Detektiv wird keinerlei verwertbare Spuren mehr sichern können. Eine primäre (wenngleich allzuleicht als einzige oder erstbeste angesehene) Quelle für Mythologica war in der Goethezeit Benjamin Hederichs *Lexicon*. Mag sein, daß auch erst der Reprint zur vorrangigen Benutzung verführte; jedenfalls lag hier nachweislich das Wissen der Antike vor seiner Weiterverwertung gebündelt vor. Schon im 20. Jahrhundert ist es dagegen a priori sehr schwer zu vermuten, welche Vorlage ein Autor für sein Werk benutzte, wenn er nicht, wie Thomas Mann, der Nachwelt Konvolute schnürte. Überdies: Was diffizil und wenig aussichtsreich ist, wird rasch uninteressant. Wer ein Buch extrem intertextuell konstruiert wie Günter Grass seinen Roman *Ein weites Feld*, muß damit rechnen, daß niemand mehr Lust verspürt, das Hineingeheimniste wieder zu decodieren. Es wird schon stimmen und wird schon irgendwoher sein, sagen sich auch neugierig-gebildete Eco-Leser – und lassen das intertextuelle Netz ungelüftet. Der Intertext-Overkill einerseits, die labyrinthische Internet-Allgegenwart von Informationen andererseits führen rapide dazu, daß das Woher in der Literatur kaum noch interessieren und mithin keine Aufgaben mehr für die Zukunft der Komparatistik liefern wird.

Darüber hinaus aber ist auch der Umgang mit dem abgeschlossenen Textkorpus der Vergangenheit einer Verschiebung unterworfen. Wer bis vor einigen Jahren eine motivhistorische Monografie vorlegte, durfte in Anspruch nehmen, daß ein Großteil der investierten Mühe nicht unmittelbar am Resultat ablesbar sein konnte. Wie in Examina galt das Prinzip der ›Spitze des Eisbergs‹. Wo überall nach einem Zeugnis für den Midas-Mythos oder die Tasso-Rezeption gesucht worden war, stand nirgends. Ja, obwohl dies zuweilen angemahnt wurde, setzte es sich nie durch, Negativlisten mitzuveröffentlichen, die anderen Forschern verborgene Suchaktionen erspart hätten. Mehr noch: Es war auch nicht üblich, die Suchstrategie publik zu machen. Literaturwissenschaftliche Studien gaben und geben sich statisch; der Weg zum Ziel durfte keine Rolle spielen. Es wurde unterstellt, daß er sinnvoll, systematisch und ökonomisch gewesen sein mußte. Die strukturelle Unkalkulierbarkeit, die einen Teil der philologischen Arbeit ausmacht, das Prinzip Zufall oder *serendipity* war kein Thema. Es gehört zu den professionellen Verzerrungseffekten, daß die Suche bei der Ergebnispräsentation vielmehr als das leichthändige Nachzeichnen von offen zutage liegenden Strukturen rhetorisiert wird. Paradoxerweise reklamiert der Komparatist individuellen Finderanspruch und eine Gültigkeit seiner Ergebnisse, die durch einen impliziten Kanon garantiert wird, der seine Leistung entindividualisiert. Man durfte, kurz gesagt, damit rechnen, daß für eine solide thematologische Dissertation etwa zwei Jahre Sucharbeit vorauszusetzen waren. Dabei bestand die bequemere

Hälfte in der Auswertung von Registern, die spannendere, aber auch frustrierendere und unvorhersagbare im Lesen, man könnte auch sagen: Durchlesen oder ›Scannen‹ von Texten. Am Schluß stand ein Korpus, das anschließend meist erweitert und vervollständigt wurde durch Tips von Experten für bestimmte Autoren oder Epochen. Diese gesamte Mühe war zwar dem Laien gegenüber kaum reklamierbar; Fachleute und Gutachter aber kannten sie aus eigener Praxis und belohnten sie, z. B. mit dem Epitheton »belesen«. Insofern kamen alle zu ihrem Recht: Dem Leser blieb die (zuweilen freilich wohl interessantere) Dokumentation über den Erkenntnisweg erspart, der Verfasser wußte sich implizit verstanden und wurde durch Noten und Rezensionen honoriert, wenn denn nicht nur die Jäger- und Sammlerarbeit reiche Früchte getragen hatte, sondern auch die Auswertung des Materials attraktiv gelungen war, denn auf dieser beruhte der Text des Buches.

Momentan befinden wir uns in einer transitorischen Phase. Man kann nicht behaupten, daß das extensive Lesen überflüssig geworden wäre, und thematologische Sachverhalte sind nicht zuverlässig vorhersagbar. Dennoch hat sich die Aufgabenstellung leise verschoben, ohne daß dies bisher in die Bewertungspraxis eingegangen wäre, und erst recht, ohne daß die Komparatistik offiziell ihre Ziele justiert hätte.

Technisch begann das Ganze mit einigen Korpora der Computerlinguisten und derjenigen, die durch die Digitalisierung erster Gesamtwerte Indizes publizierten, welche etwa der Analyse eines Personalstils oder einer autortypischen Bildlichkeit zugutekommen sollten. Das waren die 1970er. In den 80er Jahren waren die Lexikographen bereits zu ersten Datenbankprojekten übergegangen, die es auch den Literaturwissenschaftlern erlaubten, Begriffe zu suchen. Der *Grand Trésor de la Langue Française* basierte damals schon auf der Großdatenbank FRANTEXT, die zwar nicht alle literarischen Texte der neuzeitlichen französischen Literatursprache enthielt, aber alle im weiteren Sinn kanonischen. Dies war der erste Datenfundus, der für Philologen gegen eine moderate Gebühr benutzbar wurde und der mindestens repräsentative Resultate ergab. Daß die wenigsten inhaltbezogenen Recherchen mit der bloßen Eingabe eines Suchterminus erledigt sind, ist evident, aber für eine stoffhistorische Fragestellung kam man damit schon ziemlich weit. Wer etwa »huguenot« oder »roue« plus »temps« eingab, konnte sicher sein, für die Frankophonie ohne großen Aufwand einen flächendeckenden und für die Klassiker einen lückenlosen Überblick zu erhalten, und zwar samt Kontext, so daß auch die spontane Bewertung der Belegstelle möglich war. Zur selben Zeit, als Frankreich in Nancy dieses Instrument zur Verfügung hatte, Anfang der 90er Jahre, als auch das Oxford English Dictionary eine digitale Basis erhielt, bot das Institut für Deutsche Sprache dem Interessierten noch zwei Gesamtkorpora an: Goethe oder Marx. Wenn es die nicht sein sollten, war man auf die Printversion des Grimmschen Wörterbuchs angewiesen. Erst seit kurzem liegt auch dies nun als CD-ROM mit den üblichen Tools vor. Doch an dieser Nahtstelle, am Übergang vom nationalen Textkorpus zu den Werkeditionen, ist die für die Komparatistik entscheidende Schwelle zu lokalisieren. Inzwischen nämlich kann man sich auf eine zweifache Kultur digitaler Bibliotheken

stützen: Erstens wurden und werden zunehmend ausgewählte Textkorpora aus ganzen Nationalliteraturen oder Genres sowie die (zuvor freilich meist analog edierten) Gesamtwerke einzelner Autoren auf CD-ROM publiziert. Zweitens bieten Internet-gestützte Portale wie das beliebte Gutenberg-Projekt kostenlos ein sich ständig erweiterndes Korpus digitalisierter Texte. Und drittens steckt das Anbieten von und Handeln mit lizenzierten Zugriffen auf riesige digitale Textmengen samt Kommentar (wie bei Chadwyck-Healey / Deutscher Klassiker Verlag) noch, aber immerhin in den Kinderschuhen. All diesen Datensammlungen ist gemeinsam, daß sie aufgeschlüsselt werden durch Such-Tools, die immer komfortabler werden und inzwischen einen internationalen Mindeststandard aufweisen. Dazu gehört ganz selbstverständlich das Instrument der Volltextsuche samt möglichem Einsatz Boolescher Operatoren. Zuweilen wird separat noch die Option einer »Phrasensuche« angeboten, also des Aufspürens eines wörtlichen zusammenhängenden Textausschnitts, wie etwa in Kindlers Neuem Literaturlexikon. So greifen die Primär- und die Sekundärliteratur ineinander, da Verweis und Verlinkung technisch keine Probleme mehr darstellen. – Was sind nun die Folgen?

Zunächst erscheinen sie paradox, denn die über Nacht gebotenen neuen Möglichkeiten weisen in zwei Richtungen. Auf attraktiven CD-ROMs werden begreiflicherweise zuerst die Werke der großen Meister offeriert, mindestens aber Textsammlungen, die primär berühmte Namen enthalten. Dies fördert, soviel ist logisch, eine scheinbare Rückbesinnung auf die Klassiker, denn in ihren Werken ist das Suchen und Finden nun viel einfacher geworden. Wer nach einem spezifischen literarischen Stoff oder Thema sucht und über die Lexika von Heinzel, Frenzel, Daemmrich, Seigneuret hinausgehen will, muß etwa für die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts in ihrer Breite nach wie vor einige Bände des Goedeke Seite für Seite durchlesen oder wenigstens durchblättern. Für die berühmten Klassiker und Romantiker ist genau dieses Auskunftsmittel schon oder bald Geschichte. Die inhaltsbezogene Philologie favorisiert aus technischen Gründen also wieder wenige kanonische Autoren. Oder? Man kann auch in der Germanistik eigentümliche unterschwellige Veränderungen registrieren. Seit z. B. Heinrich Heines Gesamtwerk auf CD vorliegt, läßt sich beobachten, daß zunehmend auch marginale Texte zitiert werden. Heines Aufsatz *Shakespeares Mädchen und Frauen* etwa kommt plötzlich in auffällig zahlreichen Heine-Vorträgen vor, obwohl es sich um einen kommerziellen Artikel handelte, nicht um eins von Heines zentralen Werken. Warum aber? Weil es eben typisch für sogenannte Brotarbeiten ist, daß sie überall im eigenen Œuvre Anleihen machen, daß sie also eine Fülle von Stichworten bedienen und deshalb für fast alle Kontexte zitabel sind. So verändert die Volltextsuche die Wahrnehmung eines Autors. Ein zweites gilt für alle Philologien, nämlich die Tatsache, daß Werke überhaupt zunehmend atomisiert werden. An die Stelle der Lektüre tritt bei Recherchen die Lemmatisierung. Die Hermeneutik der Suche, die mit der Frage beginnt, ob und wenn ja, wo Autorin X oder Autor Y sich zu etwas geäußert haben könnte, stirbt aus. Statt dessen besteht die (nicht ganz geringe) Primäraufgabe darin, das richtige Suchstichwort samt Synonymen zu finden und die historische Orthographie

samt idiosynkratischen Namensformen zu bedenken. Wortschatzarbeit ist wieder gefragt. Es ist noch zu früh sich vorzustellen, daß diese pointillistische Wahrnehmung auch Konsequenzen für die Schreibpraxis haben könnte, wenngleich das Streuen von *eyecatcher*-Stichworten, die möglichst viele Nachfragen ansprechen, bei Literaturwissenschaftlern aus Karrieregründen längst gang und gäbe ist – warum also nicht bei den Literaten?

Und nun die Komparatistik? Sie mutiert zu einer Volltextwissenschaft. Die Weltliteratur, egal ob im summarischen oder qualitativen Sinn, ist noch nicht homogen digital erschlossen. Dadurch wird es noch lange bei der Bevorzugung großer Namen bleiben. Zugleich aber wird sich allmählich eine Nivellierung einstellen, die die Prioritäten der literaturwissenschaftlichen Suche synchronisiert mit denen der gängigen Suchmaschinen. Netzsuche und Volltextsuche auf begrenzten Datenträgern werden einander überlagern und den Resultaten eine egalitäre Struktur verleihen. Und dies wird auf längere Sicht zweierlei befördern: 1. Die Emanzipation der Trivilliteratur seit den 1960er Jahren, die Ausweitung des Textbegriffs und die kulturwissenschaftliche Orientierung werden in komparatistischen Arbeiten daran ablesbar sein, daß jegliches Kulturzeugnis, das beispielsweise einen bestimmten Mythos berührt, als potentiell zur Sache gehörig betrachtet wird. Alles kommt erst einmal in Frage. 2. Die Anonymität des weltweiten digitalen Korpus führt dazu, daß gerade die Volltextsuche die diskursanalytische These verwirklichen wird. Der Autor ist primär eine Marke, unter der ein Stichwort in einen Kontext eingebettet erscheint. Er ist ein Lesezeichen in der Masse. Damit ist nicht gesagt, daß die virtuelle Erfüllung der diskurstheoretischen Prophetie ein Schaden sei. Der Wille zum Namen ist, wie angedeutet, stärker denn je. Und Bücher, die statt einer Autorenformation eine Gattung, ein Thema oder den Querschnitt durch ein kulturelles Jahr in den Mittelpunkt stellen, gehören nicht selten zu den eigentlichen Fortschrittbringern.

Wenn diese Selbstaufklärung unserer Disziplin zutrifft, ist es gottseidank nicht schwer, Korrektive zu entwerfen. Am besten fängt man gleich an. D. h. zur Propädeutik der Komparatistik gehört es, das Verdienst vom Finden in das zielorientierte Suchen zurückzuerlegen. Die wichtigste Arbeitsphase wird vor dem Einschalten des Computers liegen. Was will ich oder noch besser: Was vermute ich? Und hier kommt hinter der Kurve eine weitere zum Vorschein. Denn wenn die Abschätzung von Resultaten gesteigertes Gewicht erhält, so ist die Synthese der Vergleichenden mit der Allgemeinen Literaturwissenschaft zum Greifen nahe. Zu finden ist, was mit System gesucht werden kann, weil es aus triftigem Grund zu vermuten ist. Wer (alles) dürfte einen maßgeblichen Text zu Krieg oder Geld, zum Freundesverrat oder zur Vertragstreue, zu Napoleon oder Hiroshima, zu Apoll oder Aphrodite, zum Steinherz oder Zeitrad, zum Buch als Freund oder Staat als Schiff, zur Bibliothek in der Bibliothek oder zum Theater auf dem Theater geschrieben haben? *Ein Jahr* darüber zu reflektieren, Konzepte zu entwickeln, potentielle Begründungen zu entwerfen, und dann *in einem Monat* mit allen Registern der Digitalität die Bestätigung zu generieren, so ungefähr könnte eine verantwortliche komparatistische Studie in näherer Zukunft entstehen.